Deutsche Sprachgeschichte

vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart

von
Peter von Polenz

Band I

Einführung · Grundbegriffe
Deutsch in der frühbürgerlichen Zeit

1991
Walter de Gruyter · Berlin · New York

SAMMLUNG GÖSCHEN 2237

Professor Dr. *Peter von Polenz*
o. Professor an der Universität Trier

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Polenz, Peter von:
Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart / von Peter von Polenz. – Berlin ; New York : de Gruyter.
Bd. 1. Einführung; Grundbegriffe; Deutsch in der frühbürgerlichen Zeit. – 1991
(Sammlung Göschen ; 2237)
ISBN 3-11-012458-0
NE: GT

© Copyright 1991 by Walter de Gruyter & Co., D-1000 Berlin 30. – Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany
Satz und Druck: Druckerei Wagner GmbH, Nördlingen
Buchbinderische Verarbeitung: Lüderitz & Bauer, Berlin

Vorwort

Die längst wieder fällige Überarbeitung der „Geschichte der deutschen Sprache" (9. Aufl. 1978, Sammlung Göschen 2206) hat sich unter der Hand in ein völlig neues Buch verwandelt. Die Erforschung deutscher Sprachgeschichte, vor allem der neueren, ist seit den 70er Jahren durch eine große Zahl von Publikationen, neue Erkenntnisinteressen und Perspektiven expandiert worden, so daß eine kurze, vom Indoeuropäischen bis zur Gegenwart reichende Taschenbuchdarstellung für wissenschaftlich Interessierte mir nicht mehr möglich und verantwortbar erscheint. Heute ist eine sozial- und mediengeschichtliche Fundierung ebenso erforderlich geworden wie neue Schwerpunktbildungen: Sprachwandeltheorie, Soziolinguistik, Sprachpragmatik, Sprachkritik, Sprach(en)politik, Bilinguismus, Diglossie, Lehn-Wortbildung, Textsorten, Wissenschafts- und Fachsprachen, politische Begriffsgeschichte, Sprache der Massenmedien, Gruppenjargons, Minderheitensprachprobleme. Daneben dürfen die in der Forschung ebenfalls weitergeführten traditionellen Bereiche nicht zu sehr vernachlässigt werden.

Dies alles hatte bedenkliche quantitative Folgen: Aus den 6 Seiten der Einführung ins Grundsätzliche im alten Göschenband wurden über 70, aus den etwa 40 Seiten für die Zeit vom Spätmittelalter bis zum Ende des 16. Jahrhunderts wurden über 200 Seiten. Für die folgenden Jahrhunderte ist noch mehr Expansion zu veranschlagen. So habe ich mich entschließen müssen, in diesem Buch auf die älteren Epochen zu verzichten, für die es ohnehin genügend gute Darstellungen gibt. Der grobe Rück- und Überblick in Kap. 3 soll diesen Verzicht ein wenig kompensieren. Der Einstieg beim Spätmittelalter scheint mir auch durch die historische Tiefe gegenwartssprachlicher Probleme gerechtfertigt sowie durch die neuere Entwicklung der Interessengewichtung und Arbeitsteilung im Fach Germanistik, mit Frühneuhochdeutsch als gemeinsamem Arbeitsbereich von Mittelalterphilologen und historisch interessierten Linguisten.

Die Kapitel sind in der Regel leseökonomisch aufgebaut: Am Anfang steht meist eine Abstract-ähnlich komprimierte Übersicht über wesentliche Probleme und Ergebnisse, die im weiteren Verlauf detailliert abgehandelt werden; auch die Textabstufung in Normal- und Kleindruck geht vom Allgemeinen zum Besonderen. Aus der Fülle der genannten Forschungsliteratur konnte leider nicht alles im Text ausgewertet werden; Literaturangaben und Literaturlisten haben also großenteils weiterführende Hinweisfunktion.

Dank gebührt den Verfassern von zusammenfassenden Forschungsberichten, Rezensionen und Handbuchartikeln, ohne die ein umfassender Überblick heute nicht mehr möglich wäre. Für wertvolle Hinweise und Kritik danke ich Dieter Cherubim, Kurt Gärtner, Hermann Gelhaus, Werner Holly, Alan Kirkness, Walter Röll, Georg Stötzel, Erika Timm und Herbert Wolf, für unermüdliche, perfekte Textverarbeitung Elsbeth Schirra, für mühsame Bibliotheks-, Korrektur- und Kontrollarbeiten Armin Maurer, für viel Geduld und Nachsicht meiner Frau.

Trier, im August 1990 P. v. P.

Inhalt

Vorwort 3

1. Zur Einführung 9

1.1. Die Veränderbarkeit von Sprache und wie man darüber denkt 9
Sprache als „Thätigkeit" – Synchronie/Diachronie – Sprachideologien

1.2. Erkenntnisinteressen der Sprachgeschichtsschreibung 17
Sprachgeschichte / historische Linguistik – Geschichtsbegriff – Wandel der Interessen und Perspektiven

2. Grundbegriffe der Sprachentwicklung 24

2.1. Theorien des Sprachwandels 24
Stammbaum – Wellen – Entfaltung – System – Sozioprag-matik

2.2. Sprachliche Ökonomie 29
systembezogen/informationsbezogen (nach Hugo Moser) – Textsortenstile

2.3. Sprachliche Innovation 37
Wortbildung – Entlehnung – Integration – Lehn-Wortbildung – Bedeutungswandel

2.4. Sprachliche Variation 59
Sprachfunktionen – Varianten – Variablen – Varietäten

2.5. Sprachliche Evolution 68
im Anschluß an Rudi Keller – Sprachgeschichte als Stilgeschichte

3. Vom mittelalterlichen zum neuzeitlichen Deutsch Kontinuität und Diskontinuität 79
im Anschluß an Stefan Sondereggers Konstanten und Inkonstanten der deutschen Sprachgeschichte

4. Deutsch in der frühbürgerlichen Zeit 100
(von etwa der Mitte des 14. Jh. bis um 1600)

4.1. Die historische Epoche: Staat, Wirtschaft, Gesellschaft 102
Beginn der ‚Neuzeit' – Reichsverfassung – Territorialisierung – Verfall der Kirche – Reformversuche – frühbürgerliche Schichten – Städte – Fernhandel – Reformation – ‚Bauernkrieg' – Konfessionalisierung

4.2. Mediengeschichte, Bildungsgeschichte, Textsortenentwicklung 114
Schreib- und Leseexpansion – Papier – Lesebrillen – Schriftentwicklung – städtische Schreibpraxis – Textrezeption – Laienbildung – Universitäten – Buchdruck – Humanistenstreit – Flugschriften – Gegenreformation – frühe *Zeitungen* – Schulreformen – frühe Wissenschaften

4.3. Neustrukturierung des Sprachsystems 153
Phonemik/Graphemik – Morphemik – schreibsprachliche Prinzipien

4.4. Schreiblandschaften und überregionaler Ausgleich auf dem Weg zur neuhochdeutschen Schriftsprache 166
Wandel der Forschungsthesen – Ostoberdeutsch – Westoberdeutsch – Ostmitteldeutsch – Westmitteldeutsch – Mittelniederdeutsch – Buchdrucker/Verleger – Schreib- und Leselehren – Wortstammprinzip – Leseaussprache – Variantenabbau im Wortschatz

4.5. Konsolidierung der Satzbaumittel 194
Satzkomplexität – Satzverknüpfung – Verbgefüge – Satzrahmen, Verbstellung – Variabilität

4.6. Ausbau des Wortschatzes 203
Wortbildung – Fachwortschatz – frühe Wissenschaftssprache – Rechtssprache – frühe Lexikographie

4.7. Sprachenkontakte: Entlehnungen aus Fremdsprachen 219
Entwicklungsstatistik nach Herkunftssprachen – Lateinisches – Übersetzen – Sprachmischung – Fremdflexion – Griechisches – Fachterminologie – Latinisierender Satzbau

– Französisches – Italienisches – Spanisches – Niederländisches – Lehn-Wortbildung – Jiddisches – Slawisches

4.8. Sprache der Reformation und der Volksaufstände . . 243
Lutherdeutsch – Sprachstil der Propaganda- und Agitationsschriften

4.9. Anfänge sprach(en)politischen Verhaltens 271
‚Sprach(en)politik' – Latein und Deutsch – Übersetzungsverbot – Untergang der niederdeutschen Schriftsprache – Friesisch – Jüdischdeutsch – Verdrängung slawischer Sprachen

Literatur 308

Abkürzungen 347

Register 348

Band II: Die Zeit des Absolutismus und des Bildungsbürgertums, die Zeit der Industriegesellschaft

1. Zur Einführung

Sprache existiert konkret im gesellschaftlichen Umgang zwischen Menschen, ist also historisch veränderlich. Dies wird schon semiotisch (zeichentheoretisch) beim Vergleich mit anderen Kommunikationsmitteln deutlich: Als lineares Zeichensystem ist Sprache ein fortlaufend rezipiertes Kommunikationsmittel, im Unterschied beispielsweise zu bildlichen Verkehrsschildern, die auf einen Blick, also punktuell wahrgenommen werden können. Sprache ist an den Zeitablauf gebunden. Das zeitliche Nacheinander der gehörten/gelesenen Laute/Buchstaben und Wörter muß zwar bis zum Abschluß eines Satzes als ein Miteinander gegenwärtig bleiben, besonders im traditionellen deutschen Klammersatz-Stil, in dem – zum Ärger der Simultandolmetscher – der Kern des prädikativen Satzinhalts oft bis zu einem am Satzende stehenden Element (Prädikat, Prädikatsteil, Verneinung) aufgespart wird. Aber schon eine vor fünf Minuten gesprochene Äußerung kann in Vergessenheit geraten; und wir wissen in der Regel nicht mehr viel davon, was und wie wir vor zehn oder zwanzig Jahren gesprochen haben. Sprache ist immer wieder ein Neuvollzug, bei dem selbst das schon oft Gesagte meist anders gesagt wird. Zwar kann die schriftliche Fixierung einer Sprache den Sprachwandel verlangsamen; und die Gewöhnung an eine geregelte Schriftsprache kann über seine Unaufhaltsamkeit hinwegtäuschen. Aber stillgelegt wird der Sprachwandel niemals, es sei denn, es handelt sich um eine in Traditionen erstarrte reine Schriftsprache wie das Latein, das heute von keiner wirklichen Sprachbevölkerung mehr gesprochen wird, also kaum noch Geschichte hat.

1.1. Die Veränderbarkeit von Sprache und wie man darüber denkt

A. Sprache ist nicht nur veränderlich (im Sinne eines selbsttätigen, naturhaften Wandlungsprozesses), sondern auch veränderbar durch menschliches Handeln. Dies entspricht dem sprachphilosophischen Kern von Wilhelm v. Humboldts vieldiskutierter „Energeia"-These:

„Die Sprache, in ihrem wirklichen Wesen aufgefaßt, ist etwas beständig und in jedem Augenblicke Vorübergehendes. Selbst ihre Erhaltung durch die Schrift ist immer nur eine unvollständige, mumienartige Aufbewahrung, die es doch erst wieder bedarf, dass man dabei den lebendigen Vortrag zu versinnlichen sucht. Sie selbst ist kein Werk (Ergon), sondern eine Thätigkeit (Energeia). Ihre wahre Definition kann daher nur eine genetische seyn. Sie ist nemlich die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulierten Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen. Unmittelbar und streng genommen, ist dies die Definition des jedesmaligen Sprechens. [...] Das Zerschlagen in Wörter und Regeln ist nur ein todtes Machwerk wissenschaftlicher Zergliederung. Die Sprachen als eine Arbeit des Geistes zu bezeichnen, ist schon darum ein vollkommen richtiger und adäquater Ausdruck, weil sich das Daseyn des Geistes überhaupt nur in Thätigkeit und als solche denken läßt. [...] Mit dem Verstehen verhält es sich nicht anders. Es kann in der Seele nichts, als durch eigne Thätigkeit vorhanden seyn, und Verstehen und Sprechen sind nur verschiedenartige Wirkungen der nemlichen Sprachkraft. Die gemeinsame Rede ist nie mit dem Übergeben eines Stoffes vergleichbar. In dem Verstehenden, wie im Sprechenden, muss derselbe aus der eignen, innren Kraft entwickelt werden; und was der erstere empfängt, ist nur die harmonisch stimmende Anregung." (Schriften zur Sprachphilosophie, Werke III, Darmstadt 1963, S. 418 f., 430).

In der „energetischen", neohumboldtianischen Sprachtheorie Leo Weisgerbers wurden Humboldts Begriffe „Thätigkeit", „Arbeit des Geistes", „Sprachkraft" hypostasierend aufgefaßt als „ununterbrochene Wirksamkeit der gesammelten Sprachkraft einer Sprachgemeinschaft", (Weisgerber 1949 ff., Bd. II, 3. Aufl. 1962, 76), also im Sinne von selbsttätigem ‚Geist' und „wirkender Kraft" der ‚Sprache selbst', die das Denken und Sprechen der Menschen ‚determiniert' und ‚lenkt'. Heute werden diese Humboldtschen Begriffe – vor allem für die veränderbaren Bereiche von Sprache – nicht mehr so einseitig sprachdeterministisch interpretiert. In pragmatisch und soziolinguistisch orientierter Sprachtheorie und Sprachwandeltheorie finden sich Humboldts „Thätigkeit" und „Arbeit" wieder als individuelles, interaktionales „Sprachhandeln", als soziale „Sprechtätigkeit" und kollektives „Sprachverhalten" von Sprachbenutzern, die nicht mehr idealistisch harmonisierend als „Sprachgemeinschaft" aufgefaßt werden, sondern als differenzierte Gruppen innerhalb einer „Sprachbevölkerung" (Hugo

Steger) in spezifischen sozialen Kommunikationssituationen. Sprache ist auch nicht nur ein strukturalistisch zu beschreibendes System von Begriffen, Ausdruckselementen und Kombinationsregeln; in ihrer konkreten Existenz ist sie dynamische gesellschaftliche Sprachpraxis. Die Geschichte einer Sprache ist, nach einer Formulierung des amerikanischen Ethnolinguisten Dell Hymes (in: Social Research 34, 1967, 637), die Entwicklung der Sprachtätigkeit und Sprachkapazität von Gruppen: Was sie mit ihrer Sprache getan haben, was sie mit ihr tun konnten und durften, aber auch was sie mit ihr nicht tun konnten und durften.

B. Die Veränderung von Sprache wird vom normalen Sprachbenutzer gewöhnlich nicht bemerkt, denn Sprache funktioniert scheinbar nur als jeweils gültiges s y n c h r o n e s (gleichzeitiges) Kommunikationssystem, muß also als grundsätzlich einheitlich und unveränderlich erscheinen. Nur wer ein gutes langzeitliches Erinnerungsvermögen hat oder mit Sprachzeugnissen aus der Vergangenheit vertraut ist, hat auch eine d i a c h r o n e Perspektive, in der man zeitlich weit auseinander liegende Sprachzustände vergleichen, also Sprachwandel erkennen kann. Wer nur selten dazu Gelegenheit hat und nur zufällige Einzelheiten des Sprachwandels beobachtet, ist meist darüber verwundert und neigt zu der Ansicht, früher habe man noch ‚falsch' gesprochen, oder meint umgekehrt in sentimentaler oder konservativer Verklärung der Vergangenheit, die Sprache der Vorfahren sei noch nicht ‚verderbt' gewesen vom modernen ‚Zeitgeist'.

Schon seit alten Zeiten sind die Menschen über den Sprachwandel und die damit zusammenhängende Sprachverschiedenheit beunruhigt gewesen. Man hat das unfaßliche Phänomen der Wandelbarkeit und Zersplitterung der Sprache mythologisch gedeutet als eine Strafe für Sünden, die die Menschen vom göttlichen Ursprung der einen und wahren Sprache entfernt habe (Babylonische Sprachverwirrung; Borst 1957). Die Vorstellung von der göttlichen ‚Ursprache' und der Heillosigkeit der Menschensprachen und ihrer Geschichte wirkte teilweise noch bis in die Zeit der Romantik nach. Die Klage über den ständigen ‚S p r a c h v e r f a l l' ist noch heute ein beliebter Topos in der kulturpessimistischen Sprachkritik, nicht zuletzt weil man als deutscher Bildungsbürger gewohnt ist, die Sprache der Gegenwart am Vorbild des ‚Klassischen' oder des ‚Urtümlichen' zu messen. Seit der Aufklärung setzen sich demgegenüber Sprachauffassungen immer mehr

durch, in denen Sprache als historisch veränderliche Funktion gesellschaftlicher Tätigkeit gesehen wird (Borst 1960).

Die Ansichten über Sprache und Sprachwandel gehören mit zur „Arbeit des Geistes" einer Sprachbevölkerung und haben in mancher Hinsicht Einfluß auf ihre Sprachkultur und deren Entwicklung, ähnlich wie das Denken, Reden und Schreiben über gesellschaftliche Zustände (das „Alltagswissen" darüber) nach Ansicht moderner Soziologen mit zu den Faktoren gesellschaftlicher Bewahrung und Veränderung gehört. Dabei ist die Grenze zwischen wissenschaftlichen, populärwissenschaftlichen und politisch-ideologischen Ansichten sehr fließend. Ideologien sind oft vergröbert popularisierte und politisierte Expertensysteme. In Bezug auf Sprache ist das Argumentieren über Ursachen und Bewertung von Vielfalt und Veränderung erschwert durch folgende sprachideologische Haltungen, die sich vielfach miteinander überschneiden und mehr oder weniger durch politische oder bildungsbedingte Prädispositionen verfestigt sind:

C. Die sprachkonservative Haltung: Veränderung im Sprachgebrauch wird einseitig nur als Verlust eines alten, positiv bewerteten Sprachzustandes gesehen *(Sprachverfall, Sprachverderb, Sprachzerstörung)*. Dabei werden die Veränderungen der gesellschaftlichen Kommunikationsbedürfnisse und die Entstehung neuer, differenzierterer Ausdrucksmittel ignoriert oder nicht akzeptiert. Die Beurteilung von Sprachveränderung als Verfall, Entwicklung oder Fortschritt hängt zusammen mit politischen Einstellungen zu entsprechenden Veränderungen der Sozialstruktur und des Sozialverhaltens.

So wird z. B. bei pauschaler Kritik am ‚Verfall' (pragmatischer: am Nichtmehr-Verwenden) alter Konjunktivformen wie *böte, verlöre, bände, führe, lüde* usw. meist nicht beachtet, daß der sprachgeschichtlich deutliche Ersatz des Konjunktivs durch Modalverben (*würde, möge, möchte, könnte, dürfte, soll* usw.) mit einem Gewinn an neuen semantischen Differenzierungen verbunden ist.

D. Die sprachelitäre Haltung: Wenn Sprachmittel, die früher nur in privater mündlicher Alltagssprache, in Dialekten oder Subkulturjargons vorkamen, heute zunehmend auch in öffentlichem

oder literarischem Gebrauch verwendet werden, so messen viele dies einseitig an traditionellen bildungsbürgerlichen Sprachnormen und Textsortenstilen und bewerten es negativ *(Nivellierung, Vulgarisierung, Verhunzung der Sprache Goethes)*. Dabei werden Wirkungen von historischen Veränderungen der Sozialstruktur und der Massenmedienkultur ignoriert oder abgelehnt.

Beispielsweise wird die immer häufigere Verwendung von Wörtern des Jugendjargons (*anmotzen, Typ, Freak, irre* usw.) in Fernsehinterviews, Zeitungskommentaren, Schulaufsätzen, Dramen, Romanen als *Eindringen des Jargons in die deutsche Sprache* kritisiert. Im Gesamtsystem der Sprache handelt es sich hier aber nur um Veränderung von Stilmöglichkeiten bestimmter Textsorten und Kommunikationstypen innerhalb der deutschen Sprache; auch Subkulturjargons sind immer schon Teile (Varietäten) einer Sprache als Gesamtsprache. Solange solche Wörter z. B. in einem polemisch-witzigen Kommentar einen Stilwert als Subkulturwörter metaphorisch behalten, stellen sie eine Bereicherung des Ausdrucksrepertoires solcher Textsorten dar.

E. Die historistische oder philologistische Haltung: Viele glauben gegenwärtigen Sprachgebrauch aus älterem Sprachgebrauch erklären oder an ihm messen zu müssen: Bei der Beurteilung von Wortbedeutungen beruft man sich gern auf die *ursprüngliche und eigentliche Bedeutung*, die man aus historisch-philologischer Bildung kennt. Dabei wird den Sprachbenutzern mehr an spezieller Sprachbildung und -erinnerung unterstellt als nach deren Kommunikationsbedingungen, -erfordernissen und -bedürfnissen angemessen ist. Die Normalität von Bedeutungsvielfalt (Polysemie) in natürlichen Sprachen wird dabei ebensowenig anerkannt wie die Veränderbarkeit von Gebrauchsbedingungen.

Das Wort *Alternative* zum Beispiel wird heute nicht mehr nur im traditionellen akademischen Sinne für binäre (‚entweder/oder'-)Entscheidungen verwendet (nach lat. *alter* im Unterschied zu *alius*), sondern zunehmend auch im Plural für mehrere zur Wahl stehende Möglichkeiten (z. B. *Welche Alternativen gibt es dazu?*). Ein solches begriffliches Verhältnis ist heute in nichtautoritärem, vielseitig abwägendem Denken offenbar wichtiger geworden als strenge ‚ja/nein'-Entscheidungen. Bei popularisierten Wörtern aus der Wissenschaftssprache muß mit Bedeutungswandel gerechnet werden, der als Tatsache der Sprachgeschichte anzuerkennen ist.

F. Die sprachpuristische Haltung: Aus anderen Sprachen entlehnte Wörter und Wendungen werden pauschal als *Fremdwörter, Eindringlinge, Anglizismen* usw. negativ bewertet und als für die deutsche Sprache *unnötig* oder *schädlich* aufgefaßt.

Diese Einstellung resultiert teils aus traditionell-philologischem Bedürfnis nach *Reinhaltung* der Sprache und Abneigung gegen *Sprachmischung, Sprachmengerei, hybride Formen* seit der Humanistenzeit (s. 4.7E), teils aus politischem Isolationismus (Nationalismus, Fremdenfeindlichkeit) seit der barocken ‚Alamode-Zeit' und Napoleonzeit (s. 6.3, 7.6), teils aus basisdemokratischer Abwehr von Oberschicht-, Wissenschafts- und Bildungssprache seit dem 19. Jh. (s. 7.6). Dabei wird oft ignoriert oder nicht akzeptiert, daß viele Entlehnungen längst in die deutsche Sprache integriert sind (durch grammatikalische, semantische und/oder soziolinguistische ‚Eindeutschung', s. 2.3F) und daß das Deutsche, wie andere moderne Kultursprachen, seit langem eine Mischsprache ist, und zwar mit sprachkulturellem Gewinn (s. 4.7AEM; zur Geschichte des Sprachpurismus: Kirkness, in: BRS 290 ff.).

So ist der Ersatz des vermeintlichen ‚Fremdworts' *Adresse* durch die Verdeutschung *Anschrift* (seit 17. Jh., amtlich seit Ende des 19. Jh.) nicht sehr erfolgreich gewesen, weil *Adresse* längst allgemein bekannt und wortbildungsmäßig wie phraseologisch produktiv geworden ist: *adressieren, Adressat, Adreßbuch, eine Adresse an jemanden richten, bei jemandem an die falsche Adresse geraten, gute Adresse* usw.

G. Die sprachmonomane Haltung: Man geht davon aus, daß von mehreren konkurrierenden Ausdrücken bzw. Bedeutungen nur eine(r) der/die *richtige, gute, eigentliche* sein könne (meist die eigene oder den eigenen Interessen entsprechende Variante), die anderen *falsch* oder *schlecht*. Dahinter steht teils eine autoritäre, zentralistische, egoistische oder pedantische Sprachnorm-Auffassung *(Was nicht im Duden steht, gibt es nicht / ist falsch)*, teils eine sprachrealistische Semantik (s. 2.3G): Man glaubt, für jede Sache dürfe es nur einen bestimmten Ausdruck geben *(Das heißt so und nicht anders)* und jedes Wort müsse eine bestimmte, feste Bedeutung haben, die mit der gemeinten Sache identisch sei (z. B. *Unrecht bleibt Unrecht, Mit Demokratie meine ich Demokratie*). Die in natürlichen Sprachen ganz normalen Wortschatzrelationen der Synonymie und Polysemie werden dabei nicht anerkannt. Diese

Semantikideologie beruht auf positivistischer Erkenntnistheorie, nach der man annimmt, daß die Realitäten (prä)existieren und man sie nur zu erkennen und zu benennen brauche. Dabei wird ignoriert, daß natürliche Sprache grundsätzlich nicht homogen (einheitlich), sondern in hohem Maße heterogen, ungenau und variabel ist und daß mit dem sprachlichen Benennen nicht die Realitäten selbst konstituiert werden, sondern nur sehr verschiedene, meist einseitige ‚Begriffe' von vermeintlich ‚objektiven' Realitäten, und zwar stark gruppeninteressen- und situationsbedingt.

Als nach der ‚Sächsischen Oktoberrevolution' 1989, mit der die Bevölkerung der DDR sich als kritisches Staatsbürgervolk konstituierte, der Westberliner Oberbürgermeister Momper in einer Rede zur Öffnung der Berliner Mauer – mit impliziter Anspielung auf den Satz *Wir sind das Volk!* auf Spruchbändern und in Sprechchören bei den Leipziger Montagsdemonstrationen – den Ausdruck *das Volk der DDR* verwendete, warfen ihm der Bundeskanzler Kohl und dessen Gesinnungsfreunde vor, das Wort *Volk* unzulässig verwendet zu haben, also nicht mehr *auf dem Boden des Grundgesetzes zu stehen* (in dessen Präambel *das Deutsche Volk* als abstrakter Verfassungsgeber genannt ist). Es fällt vielen schwer, mit mehreren Bedeutungen eines Wortes (Polysemie) zu rechnen und den Kommunikationspartnern das Menschenrecht auf situations- und interessenbedingte, freie (auch innovative) Verwendung der Sprache zuzugestehen. Das *Besetzen von Begriffen* ist Teil einer (im Deutschen seit Luthers politischer Publizistik nachzuweisenden, s. 4.8H) sprachmonomanen politischen Handlungsweise, bei der man *falschen Sprachgebrauch, Mißbrauch der Sprache, Worthülsen, Leerformeln, Phrasendrescherei* immer nur beim Gegner feststellt; ‚falsche' oder ‚leere' Sprache ist oft nur ‚andere' Sprache, Sprache der ‚Anderen', der Andersdenkenden.

H. Die panlinguistische Haltung: Man überschätzt Sprache derart, daß man die Schuld an moralisch zu verurteilenden Wirkungen von Sprachgebrauch der ‚Sprache' selbst zuschreibt *(Macht des Wortes, Verführungsmacht Sprache, die Sprache lügt)* und daß man als Reaktion darauf gesellschaftliche Veränderungen durch Veränderungen der Sprache herbeiführen will. Dabei wird ignoriert, daß Wirkungen von Sprache immer nur durch bestimmte Handlungsweisen von Sprachbenutzern in bestimmten Kommunikationssituationen zustandekommen, nicht durch die bloße Existenz bestimmter Sprachmittel. Die Bedeutungen der Wörter sind

nicht in ihnen selbst ‚enthalten'; wichtige Teile des Gemeinten und des Mitzuverstehenden werden erst durch Gebrauch in bestimmten Kontexten konstituiert (vgl. v. Polenz 1985, 298 ff.). Will man Sprachwirkungen vorbeugend durch pauschale Ächtung bestimmter Wörter sprachkritisch vermeiden helfen, unterliegt man leicht dem Irrtum, Mißstände durch Beseitigen ihrer Symptome abschaffen zu können. Die panlinguistische Haltung ist besonders in den 50er und 60er Jahren gefördert worden durch die „energetische" Sprachtheorie Leo Weisgerbers, durch amerikanischen Sprachdeterminismus (B. L. Whorf) und durch die Bewegung General Semantics im Zusammenhang mit der Totalitarismus-Ideologie der Zeit des Kalten Krieges.

So scheiterte z. B. der publizistisch-sprachkritische Versuch, aus dem Mißbrauch des Wortes *betreuen* durch nationalsozialistische Gewalttäter und deren Propagandisten, aus seinem Präfix *be-* und seiner Akkusativkonstruktion eine Ächtung dieses Wortes als ‚Wort des Unmenschen' abzuleiten. Wortbedeutungen können nicht kontextlos beurteilt werden; nicht das Wort hat ‚gelogen', sondern bestimmte Sprachbenutzer in bestimmten Kontexten.

I. Die linksradikale Haltung, die besonders seit der 1968er Studentenbewegung die Diskussion über ‚Hochsprache' und ‚Sprachbarrieren' beeinflußt hat: Man verabsolutiert bestimmte sozialgeschichtliche Faktoren der Sprachentwicklung derart, daß man traditionelle Sprachnormen pauschal nur als bürgerliche Herrschaftsmittel zur Unterdrückung sozialer Unterschichten auffaßt. Dabei wird unterschlagen, daß die Jahrhunderte dauernde Sprachstandardisierung und Sprachkultivierung auch anderen, noch heute in einer demokratischen Gesellschaft wichtigen Zwekken dient: überregionaler schriftlicher, literarischer, politischer, administrativer, wissenschaftlicher, technischer Kommunikation.

Im muttersprachlichen Deutschunterricht werden z. B. manchmal traditionelle Stilregeln wie *Sag es in einem vollständigen Satz!* oder *Ersetze Substantive durch Verben!* neuerdings als ‚unmodern' oder als repressive Durchsetzung alter bürgerlicher Bildungssymptome empfunden, diskreditiert und schließlich vernachlässigt, ohne zu beachten, daß solche Regeln des Genauersagens durchaus auch heute in nicht mehr elitärer Gesellschaftsordnung sprachkulturell und sprachkritisch wichtigen Anwendungszwecken dienen (vgl. v. Polenz 1985, 24 ff., 40 ff.).

Literatur

Sprachphilosophie: Borst 1957; 1960. Coseriu 1975. DPhA (Heintel 453 ff.). Hartig 1978. A. Keller 1979. Kutschera 1975. LGL (Lorenz 1 ff.). Weisgerber 1949 ff.

Einführungen in die Sprachwissenschaft: Coseriu 1988. Gross 1988. Imhasly u. a. 1986. LGL (Abschn. I–III). Lyons 1971. Martinet 1963. Pelz 1985.

Linguistische Terminologie: Abraham 1987. Bußmann 1983. Lewandowski 1985.

1.2. Erkenntnisinteressen der Sprachgeschichtsschreibung

A. In der Auseinandersetzung mit solchen (und anderen) sprachideologischen Voreinstellungen können sprachgeschichtliche Kenntnisse Argumentationshilfen sein. Dazu bedarf es aber einer Auffassung von Sprachgeschichte, die über bloße historische Linguistik hinausgeht und auf historische Zusammenhänge zwischen Sprache und Gesellschaft im Rahmen kommunikativer Praxis hinweist. Nicht jede diachronische Sprachforschung ist schon Sprachgeschichte. Historische Linguistik/Sprachwissenschaft hat vor allem die Aufgabe, frühere Sprachzustände als Systeme und als Inventare von Einzelfakten möglichst umfassend zu beschreiben, z. B. in historischen Grammatiken oder historischen Wörterbüchern, die dem Verständnis, der philologischen Erklärung und Aufbereitung von Texten aus früheren Zeiten dienen.

Traditionelle historische Sprachforschung ist seit Jacob Grimm vorwiegend in diesem Sinne betrieben worden, als Propädeutik der Textphilologie und Literaturgeschichte oder als eine Art ‚Sprach-Archäologie', d. h. eine Hilfswissenschaft der prähistorischen Forschung, die in überlieferungsarmen Epochen auf die historische Erklärung der wenigen als ‚Überreste' erhaltenen Sprachzeugnisse angewiesen ist, oder auf die Erhellung vorgeschichtlicher ethnologischer Zusammenhänge (z. B. Volksstämme, Völkerwanderung) aus der sprachhistorischen Rekonstruktion von Sprachverwandtschaften und hypothetisch erschlossenen Proto-Sprachen wie Indoeuropäisch, altgermanische Dialekte, Nordseegermanisch.

B. Seit Friedrich Kluge (1920) wird deutsche Sprachgeschichtsschreibung nicht mehr in diesem philologisch-hilfswissenschaftli-

chen Sinne als nur deskriptive Sammlung und Aufbereitung aller überlieferten Einzelfakten aufgefaßt, vielmehr als auswählende und in historischen Zusammenhängen erklärende Synthese. Ähnlich wie man in der Geschichtsschreibung – im Unterschied zu Chroniken, Annalen und Regesten – aus den Ergebnissen der historischen Quellenforschung diejenigen Themen und Fakten auswählt und zielgerichtet anordnet, die für langfristige Entwicklungen als wichtig und folgenreich erkannt werden, so hat auch Sprachgeschichtsschreibung aus den Ergebnissen der historischen Sprachforschung diejenigen Bereiche auszuwählen, die sich für die Entwicklung einer Sprache – als Sprachfähigkeit und Sprachpraxis ihrer Benutzer(gruppen) – als wesentlich erweisen. Dieses Auswählen und Erklären ist unvermeidlich verbunden mit dem Wagnis des Bewertens, Hervorhebens, Gewichtens und des Behauptens oder Wahrscheinlichmachens kausaler Zusammenhänge zwischen Sprache und außersprachlichen Faktoren.

Es entspräche beispielsweise nicht den Aufgaben von Sprachgeschichtsschreibung, wenn man in quantitativ-demoskopischer oder sozialromantischer Weise davon ausginge, daß im 16. Jh. nur etwa 5 Prozent der Bevölkerung Deutschlands lesefähig gewesen sein können (s. 4.2P), und man demgemäß glaubte, in der dt. Sprachgeschichte des 16. Jh. zu 95 Prozent das sprachliche (und nichtsprachlich-kommunikative) Alltagsleben dieser ‚nichtalphabetisierten' Bevölkerungsmehrheit beschreiben zu müssen und der damaligen Schreibsprachentwicklung nur 5 Prozent der Darstellung zuerkennen zu dürfen. Erstens ist in der Zeit vom 16. bis 19. Jh. mit einer starken Wirkung semi-oraler (halbmündlicher) bzw. semiliteraler (halbschriftlicher) Kommunikation zu rechnen (Schlieben-Lange 1983, 48 f.), d. h. mit der Multiplizierung der Rezeption bestimmter Textsorten um mindestens das Zehnfache durch Vorlesen, Lesenhören und Auswendigsprechen, also durch einen beträchtlichen gesellschaftlichen Einfluß und partikuläre Teilhabe an der Macht im ständisch-absolutistischen Staat auf seiten der ‚alphabetisierten' 5 Prozent. Zweitens hat die deutsche Sprachgeschichtsschreibung ein sprachkritisches Erkenntnisinteresse, das mindestens seit Jacob Grimms Akademierede „Über das Pedantische in der deutschen Sprache" (1847) besteht und noch kaum befriedigt ist. Von daher besteht die Aufgabe, zu ergründen, woher es kommt, daß die deutsche Sprache – im Vergleich etwa mit Englisch, Französisch, Niederländisch, Jiddisch, Lëtzebuergesch – auf so umständliche, akademische, ‚papierene' Weise standardisiert worden ist, daß für Schwierigkeiten beim Erlernen, beim Gebrauch und bei der Beurteilung modernen Sprachwandels erklä-

rende Argumente aus der Sprachgeschichte unerläßlich sind. So ist es zu rechtfertigen, für die sprachgeschichtliche Darstellung der Epoche etwa des 15. und 16. Jh. Frühformen und Anfänge von Sprachnormung (4.4) und Sprach(en)politik (4.9) unproportional in den Vordergrund zu stellen. Oder: Es ist im Hinblick auf die Entwicklung politischer Sprache im 19. und 20. Jh. hochinteressant, der frühen politischen Publizistik in der Reformations- und Bauernkriegszeit (4.8) mehr Aufmerksamkeit zu widmen als bisher.

C. Die seit Kluge betriebene Emanzipation germanistischer Sprachgeschichtsschreibung von positivistischer Deskription entspricht einem modernen politischen Geschichtsbegriff. Unter den verschiedenen Bedeutungen des Wortes *geschichtlich/historisch* (z. B. ‚früher gewesen, vergangen' oder ‚veränderlich, verändert, fortschreitend' oder ‚quellenmäßig gesichert' u. a.) kommt hier vor allem die reflektiert gewichtende Bedeutung in Betracht: ‚für den weiteren Gang der Entwicklung bedeutsam', ‚für die Handelnden bzw. Betroffenen wichtig, wesentlich, schicksalhaft', ‚in größeren Zusammenhängen erklärbar', im Gegensatz zu ‚zufällig, beliebig, vereinzelt'. Dieser Geschichtsbegriff ist gemeint in Redewendungen wie *eine geschichtliche Tat, sein historisches Verdienst, ein historisches Ereignis, ein Ereignis von geschichtlicher Bedeutung/Tragweite, eine historische Stunde/Entscheidung* usw.

Dieser politische Geschichtsbegriff ist von Historikern, Philosophen und Theologen seit etwa 100 Jahren entwickelt worden (vgl. v. Polenz, in: BRS 2 ff. mit weiterer Literatur): ‚Geschichtlichkeit' wird als Grundbedingung sozialer Existenz des Menschen verstanden. Seit Ende des 18. Jh. (Spätaufklärung, Französische Revolution) wurde *Geschichte* zu einem „politischen und sozialen Leitbegriff" (Koselleck), wurde Geschichtsbewußtsein als mitformende Kraft politischer Prozesse erkannt und praktiziert: Erinnerung an gemeinsame Vergangenheit, gemeinsame Erfahrung geht in gemeinsames Planen, Fordern und Tun sich solidarisierender politischer Gruppen ein. Der politische Geschichtsbegriff steht im Gegensatz zu einem positivistischen, der mit der Vorstellung eines gesetzmäßig oder zufällig ablaufenden ‚objektiven' Prozesses verbunden war. Moderne Geschichtsphilosophie ist vor allem von Hans Georg Gadamers philosophisch-hermeneutischem Geschichtsbegriff geprägt: Das Verstehen von Geschichte gehört selbst zur Geschichte dank der Wirkung von Tradition; jedes Verstehen kann das zu Verstehende verändern, gehört zu seiner Wirkungsgeschichte. Das Objekt

‚Geschichte' ist nicht positivistisch vorgegeben, sondern konstituiert sich aus Verstehen (Gadamer) und aus Erkenntnisinteressen (Habermas 1968).

Auch zur Sprachgeschichte gehört die Entwicklung des Sprachgeschichtsbewußtseins der Sprachbevölkerung (Sonderegger 1979, 1 ff.). Dies wird vor allem in der Geschichte der Sprachnormierung und der Sprachpolitik deutlich: Von den gelehrten Bemühungen um deutsche Sprachgeschichte und Sprachkultur seit der Humanistenzeit über die verschiedenen Wellen der Sprachnormung und ‚Sprachreinigung' vom 17. bis 20. Jh. bis zur nationalistischen Sprachenpolitik im 19. und 20. Jh. und zur ‚nationalen' Frage heute treffen wir immer wieder auf sprachgeschichtliche Rechtfertigungen und Leitbilder. Für verantwortliche sprachbezogene Tätigkeiten wie Bildungspolitik, Sprachstandardisierung, Sprachplanung, Sprachunterricht, Sprachkritik und ‚Sprachpflege' wird heute gefordert, sie sollten auf wissenschaftlicher Grundlage neu konzipiert und ausgeübt werden. Zu dieser wissenschaftlichen Grundlage gehört – neben sprach- und kommunikationswissenschaftlichen Kenntnissen über Bedingungen und Erfordernisse des öffentlichen Sprachverkehrs – auch einschlägiges Wissen aus der Sprachgeschichte. So können z. B. umstrittene Probleme wie Rechtschreibreform, Fremdwörter, Fachwörter, ‚schwere Wörter', Textsorten- und Medienstile, politische Semantik, Jugendsprache, literarische Sprachverfremdung nicht ohne Einsicht in die historischen Entwicklungen beurteilt werden, die zu diesen heutigen Problemen geführt haben. Solche Aufgaben sollten heute und künftig weniger autoritär und administrativ, vielmehr durch vernünftigen Konsens der Sachkenner und der Betroffenen gelöst werden.

D. Die Vorstellungen über außerwissenschaftliche Anwendungsziele von Sprachgeschichtsschreibung haben sich gewandelt. Seit den Anfängen sprachgeschichtlicher Interessen in der Humanistenzeit, dann vor allem von Jacob Grimm (1848) über Friedrich Kluge (1920) bis zu Adolf Bach (1938) stand die Beschäftigung mit und vor allem die Interpretation deutscher Sprachgeschichte im Zusammenhang mit der bildungsbürgerlichen Erweckung und Belebung des deutschen Nationalbewußtseins, bis hin zu dessen politisch-expansionistischer Übersteigerung.

Indem man soziale Gruppenunterschiede und -interessen und den Unterschied zwischen ‚Staatsnation' und ‚Kulturnation' (Friedrich Meinecke) ignorierte oder nicht akzeptierte, betrieb man deutsche Sprachgeschichte als ideologische Stützung der Gleichsetzung von ‚Sprachgemeinschaft' und ‚Nation', besonders in der sprachpolitischen Entwicklung vom Wilhelminischen Chauvinismus bis zum Nationalsozialismus. In Adolf Bachs „Geschichte der deutschen Sprache" (1938, noch in der letzten Auflage 1970, 467 ff.) wurde deutsche Sprachgeschichte verstanden als Widerspiegelung „deutschen Geistes", „deutschen Schicksals" und als „gewaltiges Denkmal volkhafter Einheit", wobei die Rolle der Sprachbevölkerung, die man „Sprachgemeinschaft" nannte, auf „Diener am Wort, am sprachlichen Leben der Gesamtheit" reduziert wurde.

In der Nachkriegszeit wurde deutsche Sprachgeschichtsschreibung teils in traditioneller Weise weitergeführt (Bach 1970, Tschirch 1966/75, Frings 1950/67, Maurer/Rupp 1978, DPhA 1957 (Bd. 1, 621 ff.), Schmitt 1970, Schweikle 1986), teils auf marxistisch-historischer Basis neuorientiert (in der DDR Schmidt u. a., Agricola u. a., Fleischer u. a., Schildt); teils versuchte man die traditionelle Art mehr oder weniger in sprachsoziologischer und/oder struktural er Perspektive zu modernisieren (Moser 1950/69, Eggers 1963/77, v. Polenz 1970/78, N. R. Wolf 1981, Wells 1985). Daneben wurde eine sprachgeschichtlich abstinente diachronische Systemlinguistik entwickelt (vgl. 2.1D). Seit etwa 1980 ist, als langfristige Folge der innenpolitischen Auseinandersetzungen seit der 1968er Studentenbewegung und des Übergangs von Kaltem Krieg zur Entspannungs- und Normalisierungspolitik, ein neues Interesse für Geschichte und für die historischen Ursachen gesellschaftlicher Spannungen entstanden. Dies ist – im Rahmen der ‚pragmatischen Wende' der Linguistik (vgl. 2.1E, 2.3-5) – auch dem germanistischen Interesse für eine sozialgeschichtlich und kommunikationsgeschichtlich orientierte Sprachgeschichtsschreibung zugutegekommen. Diese Bemühungen sind in einer ersten großen Überschau dokumentiert in dem von Besch/Reichmann/Sonderegger herausgegebenen Handbuch „Sprachgeschichte" (1984/85). Anstelle früherer Neigungen, mit Sprachgeschichte vor allem ‚Einheitlichkeit' und ‚Denkmalhaftigkeit' von Sprache und ‚Sprachgemeinschaft' darzustellen, stehen heute eher Gegensätzlichkeiten, Spannungen und Ungleichzeitigkeiten im Vordergrund des Interesses:

- zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit (Schreibsprache gegen Sprechsprache)
- zwischen spontan-emotionaler und standardisierter Sprache, individueller und sozial-kollektiver Sprache, privater und öffentlicher Sprache (Alltags-/Umgangssprache gegen Hoch/Standardsprache)
- zwischen allgemeiner und spezialisierter Sprache (Gemein/Normalsprache gegen Fachsprache, Wissenschaftssprache, Politiksprache, belletristische Literatursprache)
- zwischen Oberschicht- und Unterschichtsprache (Bildungssprache, Soziolekt, Subkulturjargon, Dialekt)
- zwischen lokaler, regionaler und überregionaler Sprache (Ortsdialekte, Stadtsprache, Regionalsprache, Einheitssprache)
- zwischen staatlichen und kulturellen Raumverhältnissen (Nationalsprache, nationale bzw. staatliche Varianten/Varietäten)
- zwischen Deutsch und anderen Sprachen (Bilinguismus, Diglossie, Sprachenkontakt, Lehneinfluß und Integration, Sprachenpolitik gegenüber Minderheiten).

E. In einer soziopragmatischen Sprachgeschichtsschreibung (s. Cherubim, in: BRS 802 ff.) geht es nicht nur um herausragende Leistungen (wie in der Kunst- und Literaturgeschichte), sondern auch um Mängel und Behinderungen der Sprachkompetenz bzw. der Sprachpraxis unterprivilegierter Teile der Sprachbevölkerung. Als Brücke zwischen Sozialgeschichte und Sprachgeschichte ist so die Medien- und Bildungsgeschichte wichtig geworden, wobei auch die technischen und institutionellen Voraussetzungen für die gesamtgesellschaftliche Kommunikationskultur einzubeziehen sind: Sprach(en)politik, Alphabetisierung, Lesergeschichte, Entwicklung von Massenmedien und ihren Textsorten.

Als Konsequenz aus dieser soziopragmatischen Neuorientierung werden in dieser „Deutschen Sprachgeschichte" die sprachgeschichtlichen Epochen nach Kriterien der sozialökonomischen und mediengeschichtlichen Entwicklung gegliedert und entsprechend benannt. Jeder Epoche werden Überblickskapitel über die politischen und sozialökonomischen Voraussetzungen sowie zur Mediengeschichte, Bildungsgeschichte und Textsortenentwicklung vorangestellt. Die Epochengliederung ist mit sehr breiten Überschneidungs- und Übergangsphasen zu verstehen, die der ‚Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen' in der Gesellschaftsentwicklung entspricht.

Literatur

Geschichtlichkeit: BRS (v. Polenz 1 ff.). Coseriu 1974; 1980. Gadamer 1958. Koselleck, in: Brunner/Conze/Koselleck 1975, 2, 593–717.
Sprachgeschichtsschreibung: BRS (v. See 242 ff., Stötzel 257, Sonderegger 300 ff., Cherubim 802 ff., Rössing-Hager 1564 ff.). Cramer 1983 (Stötzel 63 ff., Wimmer 83 ff.). R. Große 1982. Knoop 1987. Kohlhase 1981. Mattheier 1989. Schlieben-Lange 1983. Simon 1979. Sitta 1980. Sonderegger 1979, 1 ff. Sprache – Gegenwart ... 1969. Sprachwandel ... 1977. Wellmann 1972.
Darstellungen deutscher Sprachgeschichte (chronologisch nach 1. Auflagen): Adelung 1781. Grimm 1848. Scherer 1868. Behaghel 1898. Hirt 1919. Kluge 1920. Sperber 1926. Bach 1938. Frings 1950. Moser 1950. Moser/Schirokauer/Langen, in: DPhA 1957. Eggers 1963. Moskalskaja 1965. Tschirch 1966. Schmidt u. a. (Hrsg.) 1969. Agricola u. a. (Hrsg.) 1969. v. Polenz 1970. Schmitt (Hrsg.) 1970. Mollay 1974. Schildt 1976. König 1978. Sonderegger 1979. Stedje 1979/89. N. R. Wolf 1981. Fleischer u. a. (Hrsg.) 1983. Besch/Reichmann/Sonderegger (BRS) 1984/85. Wolff 1986. Schweikle 1986. – In Englisch: Waterman 1966. Carr 1968. Lockwood 1976. Keller 1978. Wells 1985. In Französisch: Tonnelat 1944. Feuillet 1989. In Italienisch: Coletsos Bosco 1979.
Diachronische Textsynopse: Tschirch 1955.
Periodisierung: BRS (Wolf 815 ff.). Hartweg/Wegera 1989, 18 ff.; und in: ZdPh 108, 1989, 1 ff. Heinzle 1983. v. Polenz 1989. Schildt 1982. Sonderegger 1979 (Kap. 4).
Mediengeschichte: Bobrowsky u. a. (Hrsg.) 1987. Engelsing 1973; 1974. Giesecke 1978; 1989. Hagedorn/Cortesi 1986. Hunziker 1988. Kirchner 1958/62. Koszyk 1966; 1972a; 1972b. Lindemann 1969. Noelle-Neumann u. a. 1989. v. Polenz 1990a.
Textsortengeschichte: BRS (Steger 197 ff., Schwarz 1052 ff., Sanders 1103 ff., Schirok 1164 ff., Hyldgaard-Jensen 1247 ff., Kästner/Schütz/Schwitalla 1355 ff., Wimmer 1623 ff.). Schenker 1977a.

2. Grundbegriffe der Sprachentwicklung

2.1. Theorien des Sprachwandels

A. Viele Sprachhistoriker des 19. Jahrhunderts neigten dazu, sich an naturwissenschaftlichen Vorstellungen zu orientieren, im Gegensatz zu der schon sozialgeschichtlichen Sprachgeschichts-Auffassung Adelungs (s. 6.5) und zu der schon anthropologisch-pragmatischen Auffassung Humboldts (s. 1.1). Ein Beispiel für solche szientistische Anlehnung der Geisteswissenschaften an die Naturwissenschaften am Beginn der industriegesellschaftlichen Epoche war die Stammbaumtheorie August Schleichers (Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft, 1863), nach der man die Geschichte verwandter Sprachen sich vorstellte als *organisches Wachstum* von einer ursprünglichen Einheit zur Vielheit durch Aufspaltung einer (nur hypothetisch rekonstruierbaren) *Ursprache* (z. B. Indogermanisch) in *Tochtersprachen.* Sprachgeschichte beschrieb man danach mit entsprechenden biologisch-genealogischen Metaphern: *Verzweigung, Aufspaltung, Blütezeit, Jugend, Alter, Verfall* usw. Mehr dem Vorbilld von Physik und Chemie entsprach in der Leipziger Schule der „Junggrammatiker" in den 1870er Jahren (s. Putschke, in: BRS 331 ff.) das Ziel, lautliche Sprachveränderungen aus *Lautgesetzen* zu erklären, deren *Ausnahmslosigkeit* Georg Wenker in Marburg ab 1876 mit seinem „Sprachatlas des Deutschen Reiches" überprüfen wollte (s. Hildebrandt, in: BRS 347 ff.).

Von wirklich sozialwissenschaftlicher Perspektive war auch die damals einflußreiche Sprachwandeltheorie Hermann Pauls (Principien der Sprachgeschichte, 1880) noch weit entfernt, trotz seines Postulats, Sprachwissenschaft sei „Kulturwissenschaft" und „Gesellschaftswissenschaft", und daß es keine andere Sprachbetrachtung geben könne als die „geschichtliche". Die Möglichkeiten der „gesellschaftlichen Einwirkung für die Sprache" waren bei ihm noch eingeengt auf abstrakte Vorstellungen wie „proportionale Analogie", auf psychische und physiologische Faktoren oder die Eltern-Kind-Beziehung beim Generationswechsel, also auf die individualistische Erklärung von lautlichen und grammatikalischen Erscheinungen, ohne Beziehungen zum gesamtgesellschaftlichen Umfeld. So standen Laut- und Formenlehre im Mittelpunkt der germanistischen Sprachgeschichtsforschung des späten 19. Jh.

B. Auch noch teilweise in szientistischen Traditionen stand die Wellentheorie, die Johannes Schmidt (Die Verwandtschaft der indogermanischen Sprachen, 1872) der Stammbaumtheorie und der junggrammatischen Suche nach Lautgesetzen entgegenstellte; jedenfalls gilt dies für ihre metaphorische Erklärung: Wellenförmige Ausbreitung von Bewegungen wie auf einer Wasserfläche von Unruhezentren her.

Dieses raumdynamische Paradigma hat die sprachgeschichtliche Auswertung von Georg Wenkers Sprachatlaskarten in der Marburger sprachgeographischen Schule (Ferdinand Wrede, Theodor Frings, Walther Mitzka) sehr beeinflußt. Es ist symptomatisch erkennbar an entsprechenden Metaphern der sprachgeschichtlichen Beschreibungssprache: *Ausbreitung, Strömung, Strahlung, Einfluß, Einsickern, Vordringen, Überfluten, Überlagerung, Druck, Infiltration, Trichter, Sogwirkung* usw.; in den 20er und 30er Jahren gern ins Militärische gewendet: *Vorbruch, Durchbruch, Ansturm, Vormarsch, Siegeszug, Kampf, Stoßkeil, Frontlinie, Barriere, Etappe, Rückzug, Grabenstellung* usw. Dies alles wurde hypostasierend (verdinglichend) von Lauten, Formen und Wörtern ausgesagt; damit wurde der Blick auf Sprache als soziales Handeln von Sprachbenutzern fachjargonhaft verstellt. Diese Stilmode entspricht der sprachtheoretischen Überbetonung oder Verabsolutierung des Faktors Raum in der sprachgeographischen Dialektologie und in der Sprachgeschichtsschreibung (bes. Adolf Bach, Theodor Frings). Sie hat Parallelen in der raumdeterministischen Wissenschaftsideologie „Geopolitik" (Karl Haushofer), die in den 20er und 30er Jahren, vor allem in der nationalsozialistischen Zeit, in mehreren geisteswissenschaftlichen Fächern gewirkt hat (so auch in Geschichte, Kunstgeschichte, Literaturgeschichte, Volkskunde). Auch mögen moderne Techniken der Druckgraphik manche Forscher zu selbstsuggestiver, euphorischer Ausnutzung raumbildlicher Darstellung von Forschungsmaterial verleitet haben.

Da es sich nur um eine animistische Metaphorik handelt, wenn man sagt, daß Wörter und andere Sprachelemente sich ‚von selbst' in geographischen Räumen ‚bewegen', ist die wellentheoretische Sprachgeschichtsauffassung konkret nur in der Weise verstehbar, daß sozial einflußreiche Sprachbenutzer durch Verkehr, Ortswechsel und soziales Prestige ihre sprachlichen Varianten und Innovationen in andere Gegenden *übertragen* und dort die Rezipienten die Neuerungen durch kollektive Nachahmung *akzeptieren, sich angewöhnen,* sei es freiwillig als Mode-Mitmachen, sei es gezwungen durch Unterwerfung, Anordnung, Diskriminierung, Sanktionie-

rung usw. An die Stelle der *Sprachströmungs*-Metaphorik empfahl Walther Mitzka (ZMaf 16, 1940, 305 ff.) mehr gesellschaftsbezogene Erklärungsweisen wie *Sprachanschluß, sprachlicher Markt, Mehrwert* usw. Im Hinblick auf spätere soziolinguistische Begriffe wie *Sprachprestige* bedeutete diese (manchmal „kulturgeographisch" genannte) sprachgeographische Perspektive schon eine Vorstufe zur heutigen sozialgeschichtlichen und pragmatischen Orientierung von Sprachgeschichtsforschung und -schreibung.

C. Einer einseitigen Anwendung der Wellentheorie trat Otto Höfler (1955) mit seiner Entfaltungstheorie entgegen: Zeitlich-räumliche Sprachunterschiede erklärte er aus polygenetischer Entwicklung. Auch hier finden wir noch einen biologischen Vergleich: Ähnlich wie sich die Baumblüte im Frühling in der einen Landschaft früher als in der anderen entfaltet, so können auch in der Sprachentwicklung gemeinsame „Prädispositionen" mehrerer Sprachen oder Dialekte hier früher und dort später wirksam werden. Die Einzelerscheinungen des Sprachwandels sind oft nur äußere Symptome, deren Ursachen tiefer liegen (z. B. Akzent, Intonation oder die Entwicklung zum analytischen Sprachtyp) und mit sehr alten Entwicklungstendenzen zusammenhängen.

So gibt es, jedenfalls in nichtsemantischen Bereichen von Sprache (Phonemik, Flexion), Kettenreaktionen, die sich über Jahrhunderte und Jahrtausende erstrecken, beispielsweise die Folgen des germanischen Akzentwandels für die noch heute weiterwirkende Endsilben-Abschwächung, also für den Flexionsschwund (s. 3C2C4, 4.3H) und dessen Ersatzmittel (Hilfsverben, Modalverben, Funktionsverben, vgl. 4.5D; Präpositionen, Pronomen). ‚Entfaltung' statt ‚Ausbreitung' spielt z. B. bei neueren Erklärungen der nhd. Diphthongierung eine Rolle (s. 4.3C). Diese Erklärungsweise befriedigt aber meist nicht bei Sprachveränderungen in den mit Semantik und Pragmatik, also gesellschaftlichem Handeln und Verhalten zusammenhängenden Bereichen Wortschatz, Satzbau, Stil, Textsorten; vgl. aber unten die Evolutionstheorie des Sprachwandels (2.5).

D. In den 1960er und 1970er Jahren sind im Rahmen struktureller und generativer Richtungen der Linguistik systemlinguistische Theorien des Sprachwandels entwickelt worden, mit denen man vorwiegend sprachvergleichenden und sprachtypologischen Fragestellungen nachgeht (s. Penzl, Lüdtke, Mayerthaler, in: BRS

373 ff., 733 ff., 792 ff.). Sie haben die Forschungen auf dem Gebiet der Historischen Linguistik im Bereich der Phonemik, Morphemik und Syntax stark angeregt. Zu einer sozialhistorisch und sprachpragmatisch orientierten Sprachgeschichtsschreibung können sie zumindest kritische Alternativen beitragen. Für die Geschichte der deutschen Sprache in der Neuzeit, in der die Beziehungen von Sprachentwicklung und Gesellschaftsentwicklung offensichtlich sind, hängt es von wissenschaftspolitischen Voreinstellungen und Zielen ab (vgl. 1.2), ob man ‚asketisch' außersprachliche Beziehungen und Kausalitäten ausschließt, solange sich Erklärungen aus abstraktem Systemwandel finden lassen, oder ob man systemlinguistische Erklärungen erst dann in Anspruch nimmt, wenn keine plausible außersprachliche möglich ist. In den Sprachbereichen Phonemik und Morphemik sind weitaus größere Teile systemlinguistisch zu erklären als in den stärker semantisch-pragmatisch determinierten Bereichen Wortschatz, Syntax, Text, Stil. Aber selbst bei der Neustrukturierung des Phonemsystems im Frühneuhochdeutschen sind in neuerer Forschung immer mehr Fälle entdeckt worden, die sich nicht nur systemlinguistisch erklären lassen: z. B. das Phonem /ɛ:/ (nach der Graphie ⟨å/ä⟩) und andere Erscheinungen von Leseaussprache und schreibsprachlichen Varianten-Aussonderungen gegen die natürliche Entwicklung der gesprochenen Dialekte (s. 4.3DEF, 4.4EM) oder das konservative gelehrte Prinzip der Erhaltung von Wortstamm-Identität und Flexionsendungen gegen sprachökonomische Tendenzen (s. 4.3F, 4.4L).

In der strukturalen Systembeschreibung trennt man streng zwischen Synchronie und Diachronie und geht vom Primat der Synchronie aus: Sprache ist primär Zustand, nur ausnahmsweise Wandel. So versucht man Sprachwandel zu erklären als Übergang eines Sprachsystem-Stadiums L1 in ein anderes Sprachstadium L2, oder generativ ausgedrückt: von einer Grammatik G1 (als konsistentes, homogenes Regelsystem) in eine Grammatik G2, die sich von G1 in mindestens einer Regel unterscheidet. Entsprechend abstrakt sind die dabei angenommenen Prinzipien und Arten der Systemveränderung formuliert: Tendenz zur *Symmetrie* des *Systems, Harmonisierung* oder *Entlastung* von *Systemteilen, Aufhebung* zu starker *funktionaler Belastung* von *Systemstellen, Merkmalwechsel, Zusammenfall, Neutralisierung* von *Oppositionen, Spaltung* oder *Neubildung* von *Reihen* oder *Stufen, Hinzufügung, Tilgung* oder *Umordnung* von *Regeln* usw. Solche Forschungsrichtungen sind, wie der ‚Linguistik-Boom' um 1970 über-

haupt, hintergründig von technologischen und technokratischen Aufgabenstellungen, Interessen und Neigungen im Zeitalter der Dritten Industriellen Revolution angeregt und werden neuerdings in Anlehnung an Neurobiologie, Kognitionspsychologie oder Soziokybernetik weiterentwikkelt (Mayerthaler, a.a.O.).

E. Zur Überwindung geschichtsferner systemlinguistischer Sprachwandel-Theorien hat Eugenio Coseriu (1974, s. auch Cherubim 1975) das Verhältnis zwischen Synchronie und Diachronie relativiert: Nur in der Perspektive des analysierenden Linguisten sind als Arbeitshypothese beide Sehweisen trennbar; im Objekt Sprache selbst enthält jeder Sprachzustand immer schon Ansätze zum Sprachwandel. Nach neueren soziopragmatischen Theorien des Sprachwandels (Mattheier, Cherubim, in: BRS 720 ff., 802 ff.) erklärt man die Veränderbarkeit von Sprache vor allem aus folgenden Faktoren (in wissenschaftsgeschichtlicher Reihenfolge):

- Ökonomie: Da man auch anderes und wichtigeres zu tun hat als mit sprachlicher Genauigkeit Zeit zu verschwenden und da man die Kommunikationspartner mit überflüssigem Gerede und Geschreibe verschonen will, macht man sich's oft mit der Sprache bequem und verwendet sie in reduzierter Weise (s. 2.2).
- Innovation: Das gewohnte Inventar der Sprache ist für kulturell kreative und nonkonformistische Tätigkeiten nicht immer hinreichend geeignet, ist abgenutzt und entwicklungsbedürftig. So bedient man sich gelegentlich, aber regelhaft, vieler Möglichkeiten sprachlicher Neuerung (s. 2.3).
- Variation: Die Sprachbenutzer sind – produktiv ebenso wie rezeptiv – sehr flexibel in Bezug auf die Wahl sprachlicher Mittel, je nach kommunikativen Bedingungen und Zwecken. Ein großer Teil der Sprachveränderungen resultiert aus Verschiebungen im System der Varianten, die als stilistische Alternativen längst in der Sprache vorhanden sind (s. 2.4).
- Evolution: Der Sprachgebrauch und vor allem die Beeinflussung des Sprachgebrauchs durch gesellschaftliche Kräfte haben mitunter Wirkungen auf die Sprache zur Folge, die von denen, die Sprache benutzen oder zu beeinflussen versuchen, gar nicht beabsichtigt sind (s. 2.5).

Literatur
Wissenschaftsgeschichte der Sprachwissenschaft: Ammon u. a. 1988 (Abschn. IV). Arens 1969. Bahner/Neumann 1985. Brekle 1985. BRS (Abschn. I, II). Helbig 1971; 1986. LGL (Arens 97 ff.). Maas, in: ZGL 16, 1988, 253 ff. Robins 1973.
Allgemeines zur Sprachwandeltheorie: Augst 1977. Boretzky 1977. BRS (Abschn. 50–59). Cherubim 1975. Dauses 1990. Hock 1986. Lehmann 1969. LGL (Lehmann 547 ff.). Sommerfeldt 1988, Kap. 1. Sonderegger 1979, Kap. 1. Sprachwandel und Sprachgeschichte 1977.
Traditionelle Sprachwandeltheorie: Bauer 1986. BRS (Sonderegger 300 ff., Putschke 331 ff., Hildebrand 347 ff.). Höfler 1955/56. Paul 1880/1920. Sprachwandel und Sprachgeschichtsschreibung 1977. Tschirch 1965. v. Wartburg 1970.
Systemlinguistische Sprachwandeltheorie: BRS (Penzl 373 ff., Jäger 711 ff., Mayerthaler 792 ff.). Dinser 1974. Feuillet 1989. Isenberg 1971. King 1971. Lehmann/Malkiel 1968. LGL (Objartel 557 ff.). Lieb 1970. Martinet 1963, 160 ff.; 1981. Penzl 1972. Ronneberger-Sibold 1980.
Soziolinguistische/sozialgeschichtliche Sprachwandeltheorie: Augst 1977. Brandt/Rösler 1988. BRS (Mattheier 768 ff.). Gessinger 1982. Große/Neubert 1982. Hartung/Schönfeldt 1981. Knoop 1987. Labov 1976/78. Labov, in: Cherubim 1975, 305 ff. Löffler 1985, 204 ff. Mattheier 1989. v. Polenz 1983a. Schlieben-Lange/Gessinger 1982. Windisch 1988.
Pragmatische/kommunikative Sprachwandeltheorie: BRS (Mattheier 720 ff., Cherubim 802 ff.). Coseriu 1974. Coseriu, in: Cherubim 1975, 135 ff. Lerchner 1986. Lüdtke 1980. Meineke 1989. v. Polenz 1980. Presch 1981. Schenker 1977a. Schlieben-Lange 1983. Sitta 1980.

2.2. Sprachliche Ökonomie

A. Sprache ist veränderbar, weil Sprachkommunikation oft eilig, ungenau oder unvollständig ausgeübt wird. Dies ist der kommunikativen Effizienz nicht grundsätzlich abträglich, da Sprache mehr oder weniger mit nichtsprachlichem Handeln verbunden ist (empraktische Sprachfunktion, Bühler 1934), d. h. die Kommunikatoren können bei Bedarf (aus Bequemlichkeit, aus Zeitnot, zur Materialersparnis usw.) viel vom expliziten sprachlichen Ausdruck einsparen, da sie damit rechnen können, daß die Rezipienten das Nichtausgedrückte ergänzen können aus den nichtsprachlichen Kommunikationshandlungen (Intonation, Rhythmus, Gestik, Mi-

mik, Typographie, Farben, Bilder usw.), aus der wahrnehmbaren Situation, aus dem gemeinsamen Vorwissen, aus den Voreinstellungen der Beteiligten usw. Außerdem ist ‚Verstehen' sprachlicher Äußerungen nicht nur ein Registrieren des explizit Ausgedrückten, sondern besteht auch aus Annahmen der Hörer/Leser über die Intentionen des Sprechers/Verfassers, über Voraussetzungen und Situation, wozu auch hintergründig Mitzuverstehendes gehört (s. v. Polenz 1985, Kap. 4). So kann man sich sprachliche Genauigkeit und Vollständigkeit in manchen Situationen durch sprachreduzierende Ausdrucksweisen verschiedener Art ersparen.

Sprachökonomisches Verhalten entspricht oft auch den Erwartungsnormen der Gesprächspartner. Nach den Konversationsmaximen von H. P. Grice gehört es zu den allgemeinen Grundsätzen kooperativer Kommunikation, daß man „seinen Gesprächsbeitrag nicht informativer als erforderlich machen" und nur das sagen soll, was je nach der Situation wesentlich oder „relevant" ist (s. v. Polenz 1985, 311). Verstößt man erkennbar dagegen, z. B. langweilt man Gesprächspartner/Leser mit Unwesentlichem, mit zu viel Redundanz (Informationsüberfluß), muß man damit rechnen, daß sie aus solcher Prinzipienverletzung ihre ‚stillen Folgerungen' (Grice: konversationellen Implikaturen) ziehen, z. B.: *Der will mich wohl für dumm verkaufen* oder *Der will wohl von etwas ablenken* oder *Der nimmt sich zu wichtig* o. ä. Die Verfügung über ökonomische Sprachmittel ist also auch sozialpragmatisch wichtig. Andererseits ist Sprachökonomie eine sehr relative Qualität. Was für den einen Rezipienten oder in einer Situation ökonomisch wirkt (Zeit und Beziehungsstörungen erspart), kann für einen anderen Rezipienten oder in einer anderen Situation das Gegenteil davon sein. So gibt es in der Sprachkulturentwicklung gegen die sprachökonomischen Entwicklungstendenzen entsprechende Gegentendenzen des möglichst expliziten (genauen), Redundanz-reichen Ausdrucksstils.

Sprachökonomie gehört zu denjenigen Prinzipien struktureller Sprachwandeltheorie, die aufgrund ihres konkreten Vorkommens im menschlichen Kommunikationsverhalten auch in sozio-pragmatischen Erklärungen von Sprachwandel ihren Platz haben. André Martinet (1963, 164) sieht als wichtiges Prinzip der sprachlichen Entwicklung „die ständige Antinomie zwischen den Kommunikationsbedürfnissen des Menschen und seiner Tendenz, seine geistige und körperliche Tätigkeit auf ein Minimum zu be-

schränken". In jedem Stadium der Sprachentwicklung komme es zu einem „Gleichgewicht zwischen den Mitteilungsbedürfnissen, die zahlreichere, spezifischere, nicht so häufig auftretende Einheiten verlangen, und der menschlichen Trägheit, die zum Gebrauch einer beschränkten Zahl von Einheiten drängt, die allgemeineren Wert haben und häufiger verwendet werden". Deshalb sind die häufigsten und semantisch allgemeinsten Wörter meist die kürzesten (*der, die, das, er, sie, es, ein, und, ist, nicht, von, zu, in, mit, ...*). Es muß dabei unterschieden werden zwischen Ökonomie der Gedächtnisleistung (Sprachsystem, langue, Sprachkompetenz) und Ökonomie der Artikulation und Formulierung von Sprache (Sprachgebrauch, parole, Performanz), und Entsprechendes auf der Seite der Rezipienten.

Das Streben nach „optimaler Verteilung der Belastungen" ist relativ zu verschiedenen Kommunikationsbedürfnissen: Es gibt „kein absolutes Optimum", also auch keine sprachökonomisch ideale Sprache, sondern nur eine „relative Optimierung" in dreierlei Weise (Ronneberger-Sibold 227 ff.):

1. Das Bedürfnis nach „partikularer Optimierung" (auf nur einer Ebene des Sprachgebrauchs bzw. nur für die Bedürfnisse eines der Kommunikationspartner) ruft Reaktionen in anderer Richtung hervor, hält also die Sprache „in ständiger Bewegung".
2. Die optimale Realisierung ist von relativen Häufigkeiten abhängig, die sich „durch die äußeren historischen Verhältnisse" ändern können; sehr häufige Elemente werden am wahrscheinlichsten und stärksten gekürzt.
3. Sprachmischung (auch zwischen Varietäten einer Sprache) fördert Vereinfachung des Sprachsystems, da der Sekundärspracherwerb bei Erwachsenen weniger durch Imitation als durch das Bedürfnis nach Analogie und Regelvereinfachung gekennzeichnet ist. Dies trifft jedoch nicht zu für die Komplizierung des dt. Sprachsystems seit Humanistenlatein und Barock-Französisch in der Lehn-Flexion und Lehn-Wortbildung (s. 2.3F, 4.7EM).

In einem weiteren Begriff Sprachökonomie ist nach Hugo Moser (1971, 89 ff.) neben dem *homo faber,* mit seinen alltäglichen Gebrauchszwecken von Sprache, auch der *homo ludens* zu berücksichtigen, der mit sprachlichen Mitteln zu künstlerischen oder geselligen Zwecken kreativ umgeht, der *homo cogitans,* mit seiner Ausnutzung abstraktiver, systematisierender Sprachfunktionen,

und der *homo novarum rerum cupidus*, der Neuerungen erstrebt und sich vom Gewohnten und Konventionellen auch sprachlich möglichst unterscheiden will. Alle diese ‚höheren' Verhaltenstypen können sich sowohl gegen sprachökonomische Tendenzen auswirken als auch beim kreativ-innovativen Umgang mit Sprache wiederum sprachökonomische Verfahren beachten und neu schaffen.

B. In Bezug auf Wirkungsbereiche unterscheidet Hugo Moser (1971, 93 ff.) folgende Haupt- und Untertypen sprachlicher Ökonomie [mit z. T. anderen Beispielen]:

I. Systembezogene Ökonomie

I,1. Einsparung sprachlicher Mittel:

Redundante Merkmale von Phonemen wurden aufgegeben, z. B. die rollende Zungenaussprache des /r/ in der Reform der Hochlautung oder die vokalische Aussprache unbetonter Endsilben wie *-en, -er* (s. 7.3); ebenso wurden Varianten in der Orthographie eingespart, z. B. ⟨*v*⟩ *für* ⟨*u*⟩, ⟨*nn*⟩ für ⟨*n*⟩, ⟨*dt*⟩ für ⟨*d*⟩ in frühnhd. *vnndt* → nhd. *und*, oder ⟨*ph*⟩ neben ⟨*f*⟩ in *Photo* → *Foto*. In der Flexion wurden Kasusendungen von Substantiven und Adjektiven aufgegeben, weil sie durch die Flexion der Artikelwörter redundant sind, z. B. frühnhd. *mit dem erschröcklichem grossen bauche* → nhd. *mit dem schrecklich großen Bauch*. Im Satzbau wurden Nebensätze zu Partizipialgruppen verkürzt: *Dort angekommen, ließ er seinen Wagen stehen* statt *Als er dort angekommen war, ließ* ... Flektierte Adjektive wurden durch unflektierte nachgestellte Substantive (Appositionen) ersetzt: im 19. Jh. *die Meyersche Fabrik*, im 20. Jh. *die Firma Meyer*. Häufige mehrsilbige Wörter oder Wortgruppen wurden durch Kurzwörter (*Eisenbahn* → *Bahn, Automobil* → *Auto*) oder Abkürzungen ersetzt (*Personenkraftwagen* → *Pkw*).

I,2. Gesteigerte Ausnutzung vorhandener sprachlicher Mittel. Eine Sprache, in der für jede begriffliche Neuerung oder Differenzierung ein eigenes Zeichen eingeführt werden müßte, würde anstrengende Gedächtnisleistungen erfordern; so ist zunehmende Polysemie oder Polyfunktionalität vorhandener Mittel sehr ökonomisch:

Für die neuen Schreibfedern aus Stahl (ab Mitte 19. Jh.) brauchte man keine neuen Wörter zu erfinden, sondern übernahm das alte Wort *Feder*, das so eine zusätzliche (übertragene) Bedeutung erhielt. Für das Ergebnis

einer ‚Handlung' und dessen konkrete Realisierungsform konnten Suffixe für nomina actionis (Handlungsbezeichnungen) wie *-ung, -en* mit neuer, zweiter Bedeutung beibehalten werden: *Rechnung, Dichtung, Gutachten, Einschreiben, ...* Der Konjunktiv II von *werden* erhielt seit dem 16. Jh. zunehmend eine neue, zusätzliche Funktion als analytisches Modalverb für den untergehenden flexivischen Konjunktiv: *Das würde ich tun* statt ... *täte* ... (s. 4.5D). Die syntaktische Form des attributiven Adjektivs wird seit dem 17. Jh. zunehmend für die Einbettung einer zusätzlichen komplexen Prädikation mitbenutzt (erweiterte Attributgruppe, s. 6.6): *der den wichtigsten Teil der Untersuchung umfassende Band ...*, für den Sprecher/Schreiber ökonomischer als die Nebensatzvariante *der Band, der ... umfaßt, ...*

I,3. Ökonomie beim Ausbau der sprachlichen Mittel, dank der Flexibilität im innovativen Umgang mit Sprachsystemen oder Systemteilen der Gesamtsprache und den Querverbindungen zwischen ihnen:

Anstatt neue Wörter zu bilden, werden „Fertigfabrikate" (Moser a.a.O. 99) aus anderen Sprachen bzw. aus anderen Varietäten einer Sprache vom gelegentlichen code-switching her allmählich zur ständigen Gewohnheit (s. Interferenz und Transfer in 2.3F). Anstelle von Ableitungen mit Suffixen werden die bequemeren Konversionen (Wortartwechsel ohne Zusätze, vgl. 2.3B) zunehmend bevorzugt, besonders in der Gegenwartssprache: *das Nein* statt *die Verneinung; der Treff* statt *das Treffen, der Treffpunkt; lacken* statt *lackieren; ernst* statt *ernstlich/-haft.* Das Prinzip der Wortkomposition wird immer weitergehend ausgenutzt bis zu vielgliedrigen Zusammensetzungen wie *Hochleistungsultrakurzwellengeradeausempfänger,* womit allerdings die Ökonomie des Wortschatzsystems so sehr überbeansprucht wird, daß für den Sprachgebrauch wiederum eine Ökonomie nach I1 notwendig wird. Kompositions- und Ableitungstypen werden derart frequentiert und semantisch systematisiert, daß neue Wortbildungsklassen entstehen: neue Kollektiv-Suffixe wie *-werk, -gut* in *Astwerk, Schuhwerk, Saatgut, Ideengut, ...*; Verbableitungen des ‚Falsch-Tuns' mit *sich* und *ver-: sich verschreiben/verspielen/vertippen, ...*; Zusammenwachsen von Wortgruppen zu neuen Präpositionen: *infolge, anstatt, insofern.* Verben werden auch in anderer Valenz verwendet (Transitivierung): *mit dem Flugzeug fliegen → ein Flugzeug fliegen* (ebenso *fahren, landen*). Das durch Abschwächung der Endsilben gefährdete System der Kasusendungen von Substantiven wurde seit dem Frühnhd. auf die Unterscheidung Singular/Plural hin umstrukturiert (s. 4.3H).

II. Informationsbezogene Ökonomie

Darunter versteht Moser inhaltsbezogene Wirkungen systembezogener Sprachökonomie auf die kommunikative Effizienz; es stehen also I und II im „Spannungsverhältnis" zueinander oder „fallen in der Praxis teilweise zusammen". Dazu zwei „Untertypen":

II,1. Beschleunigung des Tempos der Übermittlung von Information, als Artikulation beim Sender, als Rezeption beim Empfänger, dazu auch der Gesichtspunkt der syntaktischen Überschaubarkeit.

II,2. Vermehrung der Informationsmenge einschließlich ihrer inhaltlichen Sicherung. In den Beziehungen zwischen systemökonomischen (I) und informationsökonomischen Typen (II) unterscheidet Moser u. a. folgende Fälle:

a) Die Informationsmenge wird durch systemökonomische Vorgänge nicht berührt, wohl aber das Informationstempo:

Unflektierter Genitiv *(die Tage des Mai, die Quelle des Neckar);* Verfestigung trennbarer Präfixverben *(ich anerkenne ..., es widerspiegelt ...);* komprimierende Zusammensetzungen *(Goethewort, Kanzlerreise, Spitzenkandidat);* assimilierte Schreibung von Fremdwörtern *(Foto, Frisör, Telefon).*

b) Systemökonomisch neutrale Erscheinungen können informationsökonomisch relevant sein:

Die moderne Tendenz zur Ausklammerung von Satzgliedern (Verkürzung der Satzklammer, s. 7.8) beschleunigt zwar die Formulierung und die Rezeption beider Teile des Prädikatsausdrucks, ändert aber das Thema/Rhema-Verhältnis *(Die Untersuchung wird sehr erleichtert dadurch, daß ...* statt *Die Untersuchung wird dadurch, daß ..., sehr erleichtert).*

c) Systemökonomische Erscheinungen können informationsunökonomisch sein:

Initialabkürzungen sparen dem Sprecher/Schreiber Zeit, enthalten aber für Nichtexperten kaum noch Hinweise auf die Bedeutung, weshalb z. B. im Kap. 4 *frühneuhochdt.* leserfreundlicher ist als das professionelle *fnhd.* Gleiches gilt für Fremdwörter und abstrakte Fachtermini. Wortzusammensetzungen und Satzkonstruktionen können inhaltlich so komprimiert sein, daß zu ergänzende Komponenten offenbleiben (komprimierter Stil, s. 2.2C).

d) System u n ökonomische Erscheinungen können informationsökonomisch sein:

Seit dem Frühneuhochdt. ist die einfache Konjunktion *daß* in finalen Nebensätzen durch zweigliedriges *damit,* in konsekutiven durch *so daß* ersetzt worden (s. 4.5C). Die Neigung zu substantivischen Prädikatsausdrücken (Verb+Substantiv statt Verb) kann zur Verkürzung des Spannungsbogens für wichtige Inhaltskomponenten beitragen: ... *die Abstimmung über ... in der nächsten Sitzung durchzuführen* statt ... *über ... in der nächsten Sitzung abzustimmen.*

Darüber hinaus behandelt Moser Fälle, in denen System- und Informationsökonomie bzw. -nichtökonomie zusammengehen, und den Unterschied zwischen „punktueller" (d. h. nur für einzelne oder wenige Fälle) und „zonenhafter" Sprachökonomie (ganze Klassen oder Systemteile betreffend). Sein dritter Haupttypus („III. Geltungsökonomie") betrifft die Vereinheitlichung von regionalen und sozialen Varianten (s. 2.4D). Da es sich hier um Variantenreduzierung handelt, sind diese Fälle auch nach I,1 zu erklären.

C. Bestimmte Arten sprachökonomischer Ersparung können für Textsorten und für langfristige sprachgeschichtliche Entwicklungsphasen und -tendenzen kennzeichnend sein:

Kompensatorischer Stil: Vieles von dem, was sich sprachlich ausdrücken ließe, wird oft durch nichtsprachliche Mittel signalisiert bzw. symptomatisch angezeigt: Lautstärke, Stimmqualität, Schnalzen, Pfeifen, Hüsteln, Räuspern, Rhythmus, Pausen, Augenzwinkern, Stirnrunzeln, Kopfbewegung, Handgesten, Körperbewegungen; Kleidung, Farben, Bilder. Dieser urtümliche, allgemeinmenschliche Kommunikationsstil kommt zwar in direkten mündlichen Kommunikationssituationen noch heute vor, ist aber durch Schriftsprachnormung und elitäre oder bildungsbürgerliche Spracherziehung seit der absolutistischen Zeit oder durch moderne Medientechnik stark reduziert, teilweise sozial diskriminiert. Heute gibt es daneben oder statt dessen neuartige Mittel der Sprachkompensation: Typographie, Bild-Wort-Kombination und Hintergrundmusik in Massenmedien, Piktogramme, pragmatische Satzzeichen (Frage-, Ausrufezeichen, Anführungsstriche, Gedankenstriche, Doppelpunkte, drei Punkte, Sternchen, usw.).

Elliptischer Stil: Bestimmte Wörter oder Wortteile können weggelassen, aber meist zweifelsfrei sinngemäß ergänzt werden:

So bei traditionellen Buchtiteln: z. B. in 4.2L das Titelblatt von Luthers Freiheits-Flugschrift, zu ergänzen: *Dieses Buch handelt „Von ...", ist verfaßt von ..., ist gedruckt in ...;* im Telegrammstil: *Ankomme Dienstag 12.10 Hauptbahnhof,* zu ergänzen: *Ich, nächsten, Uhr, am, der Ort ist identisch mit dem Adressatenort;* in Kurzwörtern: *Ober,* zu ergänzen: *-kellner.* Solche Weglassungen gab es seit alter Zeit, auch in gesprochener Sprache. Moderner sind Initialabkürzungen (z. B. *S. M.* in der Wilhelminischen Zeit, zu ergänzen: *-eine* und *-ajestät*); sie sind in professioneller, institutioneller Schreibpraxis entwickelt worden (Kanzleistil, Kaufmannstexte, Diplomatie, Wissenschaft, Technik usw.) und erfordern ein höheres Maß an erlerntem Ergänzungs-Wissen.

Komprimierter (kompakter, kondensierter, verdichteter) Stil: Ersparung sprachlicher Mittel wird hier so betrieben, daß der volle Inhalt nicht nur durch Ergänzung von weggelassenen Teilen erschlossen werden kann (wie beim elliptischen Stil), sondern durch Paraphrasierungsversuche (explizite Umformulierungen), von denen aber oft mehrere möglich sind. Der komprimierten Ausdrucksweise dienen vor allem Nominalisierungen und Wortzusammensetzungen:

So die Überschrift *Der Baurenkrieg* im Titelblatt eines Zeitungsliedes in 4.2O: Ist damit gemeint: ‚der Krieg, den (welche?) Bauern (gegen wen?) geführt haben' oder ‚der Krieg, den jemand (Fürstenbünde?) gegen (welche?) Bauern geführt hat' oder ‚der Krieg, durch den (welche?) Bauern getötet, gefangen und unterdrückt worden sind'? So auch bei Substantivierungen: *Wiedervereinigung* (‚wer?', ‚mit wem?', ‚zu was?', ‚mit Wiederherstellung welches Zustandes?'). Komprimierter Ersparungsstil ist oft mit semantischer Vagheit (Ungenauigkeit, Offenheit, Leerheit) verbunden. Er kennzeichnet moderne Öffentlichkeitssprache vor allem seit dem späteren 19. Jh. durch Popularisierung wissenschaftlichen und politischen Sprachgebrauchs in Massenmedien (s. 7.8, 7.9; v. Polenz 1985, 24 ff).

Hintergründiger Stil: Wesentliche Teile des Gemeinten sind gar nicht ausgedrückt, sondern müssen durch mitgemeinte Querverbindungen aus gemeinsamem Wissen der Rezipienten erschlossen werden (vgl. v. Polenz 1985, Kap. 4):

Beispielsweise waren bei den Leipziger Montagsdemonstrationen im Oktober 1989 manche Spruchbänder nur aus hintergründigen Anspielungen

verständlich. So erforderte der Spruchbandtext *Schnitzler in die Muppet Show!* zu seinem Verständnis die folgenden vorausgesetzten bzw. mitgemeinten Inhalte:

- In der beliebten westlichen Fernsehserie „Muppet Show" agieren Puppen, die beim Sprechen in grotesk-komischer Weise das Maul aufreißen, dabei auch zwei hämisch kommentierende Greise.
- In der vorigen Montagsdemonstration kamen Spruchbänder und Sprechchöre vor mit dem Satz *Stasi in die Volkswirtschaft,* der so zu verstehen ist: Die Leute des als Unterdrückungsorgan verhaßten Staatssicherheitsdienstes sollten lieber nutzbringend umfunktioniert werden, indem man sie als Arbeiter in der Industrieproduktion einsetzt, die unter dem SED-Stasi-Regime ineffektiv arbeitet.
- Also meinen wir: Der längst unbeliebte regierungsamtliche DDR-Fernsehkommentator Eduard v. Schnitzler ist völlig vergreist, reißt nur puppenhaft-grotesk das Maul auf, kann nicht mehr ernst genommen werden und wäre allenfalls noch als Puppe in der „Muppet-Show" akzeptabel, ist also zu entlassen.

Der hintergründig-anspielende ironische Stil ist Kennzeichen für ingroup-Sprache, besonders von Intellektuellen, und erfordert viel literarisches/massenmediales gemeinsames Hintergrundwissen. Er ist besonders in den westlichen Ländern im politischen Leben beliebt und durch Massenmedien verbreitet worden. In der DDR blühte er jahrzehntelang in privaten oppositionellen Gesprächen, bevor er infolge der gewaltlosen, sprachmächtigen Revolution plötzlich in der Öffentlichkeit üblich wurde (s. 7.9).

Literatur

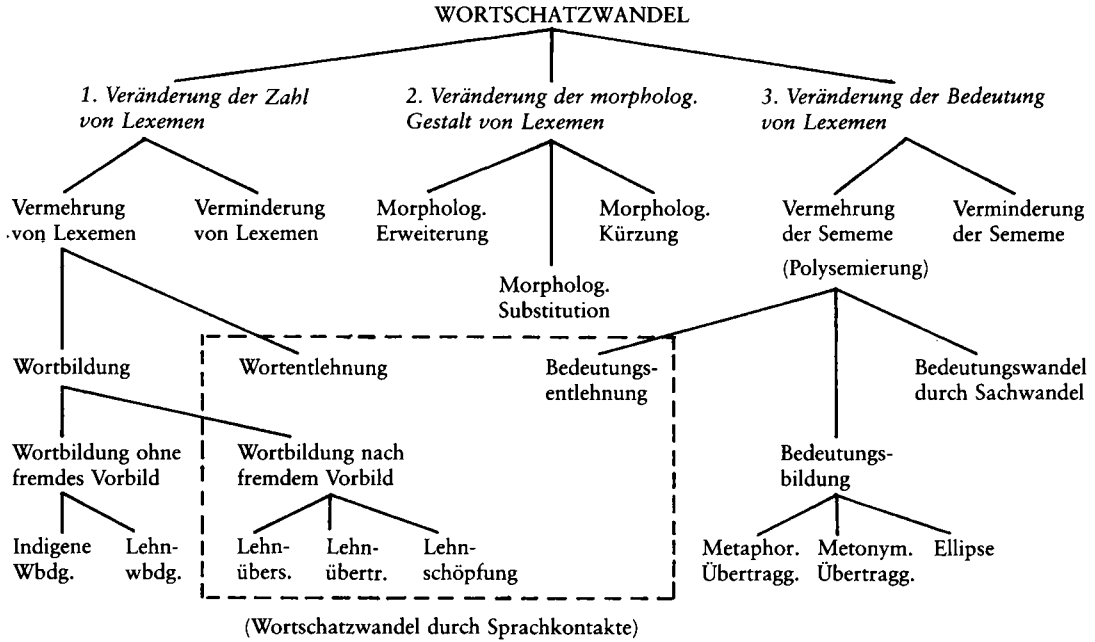
Braun 1979a, 28 ff. Koenraads 1953. Martinet 1963, 164 ff.; 1981. Meineke 1989. Hugo Moser 1971. Ronneberger-Sibold 1980.

2.3. Sprachliche Innovation

A. Sprache ist veränderbar, weil sie grundsätzlich auch innovativ benutzt werden kann: Zur Sprachkompetenz der Sprachbenutzer gehört – neben der Fähigkeit zur Anwendung des gespeicherten üblichen Sprachinventars – auch eine Fähigkeit zum kreativen und phantasievollen Sprachgebrauch. Sprachkommunikation läuft nicht kausal ab, wie nach Naturgesetzen, sondern intentional, fi-

nal, zweckgerichtet (Coseriu 1974, 152 ff; Fritz, in: BRS 747 ff.); sie dient der Realisierung von Intentionen der Kommunikatoren (Sprecher/Verfasser), die meist auf die Beeinflussung des Verhaltens von Rezipienten (Hörern/Lesern) gerichtet sind. Sie findet in immer neuen Situationen statt, in denen man grundsätzlich damit rechnen kann, daß die Kommunikationspartner zur mitdenkenden Verstehens-Kooperation bereit, also lernfähig sind, so daß man ihnen gelegentlich auch neue sprachliche Ausdrücke (Neologismen) oder neue Verwendungen üblicher Ausdrücke zumuten kann. Innovation ist also grundsätzlich ein regelrechter Teil von Sprachverwendung, nicht ein Störfaktor. Die Neigung konservativer Sprachkritiker und Sprachlehrer, sprachliche Innovationen als ‚Fehler', ‚Sprachsünden', ‚Sprachverfall' usw. zu brandmarken (s. 7.10), entspricht einer weitverbreiteten Sprachideologie, die sprachliche Kreativität allenfalls den Sprachkünstlern (Dichtern, Schriftstellern, Kabarettisten, Wortspielern) zubilligt, nicht den normalen Sprachbenutzern und den alltäglichen Kommunikationszwecken. Sprachunterricht wäre unvollständig und wenig effektiv, wenn er nicht auch systematische Innovationskomponenten enthielte, vor allem Wortbildungs-, Bedeutungs-, Entlehnungs- und Integrationslehre. Die Arten sprachlicher Innovation sind am offensichtlichsten im Bereich des Wortschatzes: Wortbildung, Wortentlehnung, Bedeutungswandel. – Eine Übersicht über die Arten des Wortschatzwandels bietet das Modell von Munske (1985, 32).

B. Als Teil von Grammatiken ist die Wortbildung etabliert. Es handelt sich dabei nicht nur um die analytische oder etymologische Beschreibung der Strukturen bereits üblicher, im Wortschatz ‚lexikalisierter' Wortbildungen, die in Wörterbüchern zu dokumentieren sind und von den Sprachbenutzern reproduktiv verwendet werden; auch nicht nur um die Beschreibung der verschiedenen Grade semantischer Motiviertheit (Durchsichtigkeit) von durch Wortbildung entstandenen Wörtern, z. B. noch vollgültige Motiviertheit bei *Gehweg,* durch soziokulturelle Entwicklung schon gestörte M. bei *Bürgersteig,* Unmotiviertheit bei *Trottoir,* irreführende M. bei *Elfenbein,* interessengruppenspezifische M. bei *Entsorgungspark/ Atommülldeponie.* Moderne Wortbildungslehre befaßt sich auch mit den Regeln oder Mustern für künftig mögliche Wortbildungen



Prozesse des Wortschatzwandels (nach Munske 1985, 37)